

Unverkäufliche Leseprobe aus:

Horacio Castellanos Moya

**Der Traum von Rückkehr**

ggf. Untertitel

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

© S. Fischer Verlag GmbH, Frankfurt am Main

Als nach fünf Tagen Abstinenz meine Leberschmerzen noch immer nicht abgeklungen waren, entschloss ich mich, doch einen Termin bei Don Chente Alvarado zu vereinbaren, den Arzt hatte der Muñecón mir schon vor einiger Zeit empfohlen, aber bisher hatte ich mich nicht an ihn gewandt in der Hoffnung, dass mein Hausarzt sich doch noch bei mir melden würde, nachdem ich im Lauf der Woche mehrmals vergeblich versucht hatte ihn zu erreichen und daher annahm, dass er und seine Sprechstundenhilfe im Urlaub waren. Erst als eine Frau ans Telefon ging und mir mitteilte, dass das nicht mehr Dr. Molins' Praxis sei, dass Dr. Molins keine Praxis mehr habe, weil er vor zwei Monaten in seine Heimat Katalonien zurückgekehrt sei – woraufhin meine Leber verrücktspielte und ich mich schon im Krankenhaus sah, so elend ging es mir –, erst da fragte ich den Muñecón nach der Telefonnummer von Don Chente Alvarado, den ich dann sogleich anrief und um einen sofortigen Termin bat.

Mit Vorurteilen beladen suchte ich noch am selben Nachmittag die Calle San Lorenzo im Viertel Del Valle

auf, wo Don Chente wohnte, ich rechnete mit einem Schulmediziner, der mich unnötigerweise mit Medikamenten vollpumpen und mir dafür ein Vermögen abknöpfen würde, schließlich war dieser Don Chente, wie ich vom Muñecón wusste, vor dem Bürgerkrieg in El Salvador sehr beliebt bei den Reichen gewesen und hatte ins Exil gehen müssen, weil er so unvorsichtig gewesen war, einen Verletzten zu behandeln, der sich im Nachhinein als Guerillakämpfer erwies.

Mein Bedauern über den plötzlichen Wegzug Pico Molins' war groß, nie wieder würde ich einen Arzt finden wie ihn, der mir als Homöopath die Augen für die Tücken der Schulmedizin geöffnet hatte und mich immer als letzten Patienten des Tages zu sich bestellte, wenn niemand mehr da war, noch nicht einmal mehr die Sprechstundenhilfe, und er sich alle Zeit der Welt nehmen konnte, um sich meine Beschwerden anzuhören und unser Gespräch bald auf die mexikanische Politik zu lenken, über die er sich nur zu gern das Maul zerriss, erst recht in Gesellschaft eines Journalisten wie mir, dem er das Neueste aus der Gerüchteküche der Redaktionen entlocken konnte, und ich gab mit Begeisterung alles preis und fütterte so seine wache Neugier und seinen Drang, die menschliche Dummheit zu ergründen. Ein Glücksfall, zumal Pico Molins sich nicht für eine einzige Behandlung bezahlen ließ, da der befreundete Journalist, über den ich zu ihm gekommen war, ihn gleich darauf hingewiesen hatte, dass ich mittellos war, ins Exil ge-

zwungen, um nicht von meinen Landsleuten durchsiebt zu werden wie so viele andere.

Dass Don Chente Geld wie Heu hatte, wurde mir in dem Moment klar, als der Aufzug mich in eine Halle entließ, die bereits Teil der Wohnung war, ihm gehörte also das gesamte Stockwerk, ein Penthouse, nicht übel, dachte ich angesichts der Größe des Gebäudes und der Tatsache, dass ich keinen Salvadorianer im mexikanischen Exil kannte, der sich einen solchen Luxus leisten konnte, und was für einen Luxus, denn nachdem mich die Hausangestellte, natürlich im adretten Gewand, in der Halle empfangen hatte, führte sie mich in ein kleines Besucherzimmer, wo sie mich hieß, auf Don Chente zu warten. Es vergingen vielleicht drei Minuten, in denen ich mich in dem aufwendig eingerichteten Raum umsah und dabei gedämpften Stimmen zuhörte, vermutlich eine gesellige Frauenrunde, die Tee trinkend und Canasta spielend in einem Zimmer saß, das bestimmt ebenso klösterlich gehalten war wie das Besucherzimmer, als ein rundlicher älterer Herr eintrat, hellbraune Haut, graue Haare, Guayabera und dunkle Hose, Hornbrille, die seine Augen größer machte, und mich in aller Form begrüßte: Sehr höflich und freundlich hieß er mich willkommen und bat mich, ihm zu folgen, woraufhin wir einen eleganten Flur entlanggingen, von dem aus ich, so neugierig ich auch spähte, nirgendwo irgendwelche schwatzenden Frauen erblickte in dieser weitläufigen Wohnung, bis wir in Don Chentes Arbeitszimmer gelangten, eigentlich eine groß-

zügige Bibliothek, die nichts mit den mir sonst bekannten Sprechzimmern gemeinsam hatte, mit Ausnahme der Urkunden an der Wand hinter Don Chentes Schreibtisch, wo er dann auch, nachdem er mir einen Stuhl angeboten hatte, Platz nahm.

»Womit kann ich Ihnen dienen?«, fragte mich Don Chente, während ich die Bücherreihen betrachtete und dabei etliche Titel entdeckte, die mein Gegenüber als Chirurgen, Psychologen und Akupunkteur auswies, eine Wissensbreite, die mich nun doch positiv überraschte, so dass in mir die Hoffnung keimte, dieser Mann könnte mein Leiden vielleicht tatsächlich rasch heilen. Doch bevor ich zu meinem Krankenbericht ansetzen konnte, sagte Don Chente, der mein Staunen über die vielen Bücher an den Wänden offenbar bemerkt hatte, dass er seinen Beruf offiziell gar nicht mehr ausübe und darum auch kein Sprechzimmer mehr habe, aber hin und wieder behandle er Patienten in seiner Bibliothek, Freunde oder Freunde von Freunden, wie es bei mir der Fall sei, denn dass er mich empfangen hätte, ich seiner Freundschaft mit dem Muñecón zu verdanken und der Tatsache, dass er die Familie meines Vaters in guter Erinnerung habe.

»Aber nun zu Ihnen ...«, sagte er in seiner sanften, fast scheuen Art, und damit lehnte er sich in seinem Sessel zurück und legte die gefalteten Hände an den Mund, als sei er bereit, eine Beichte zu hören.

Ich drückte in die Gegend der Leber und sagte ihm, dass es mir dort weh tue, seit ungefähr einer Woche, pau-

senlos, vermutlich hätte ich also etwas an der Leber, hoffentlich nichts Ernsthaftes, denn vor zehn Jahren hätte ich einen Amöbenbefall gehabt, und die chemische Keule, die nötig gewesen sei, um die Biester loszuwerden, habe meine Leber dauerhaft geschwächt, außerdem müsse ich ihm beichten, dass ich es in den letzten Wochen mit dem Wodka Tonic etwas übertrieben hätte, aufgrund meiner Anspannung angesichts der Probleme, die gerade von allen Seiten auf mich einprasselten.

»Die Probleme sind so schlimm?«, fragte Don Chente, während er sich über den Schreibtisch beugte und nach Kugelschreiber und einem Notizbüchlein griff, um gewissenhaft alles mitzuschreiben.

Ich wollte gerade mein ganzes Unglück vor ihm ausbreiten, als mir plötzlich die Erinnerung an meinen ersten Besuch bei Pico Molins vor ungefähr acht Jahren in den Sinn kam, unter großer Angst hatte ich ihm damals die diffusen Schmerzen in meinem Bauchraum beschrieben und die Befürchtung geäußert, dieses Geschwür, oder was auch immer es war, könne jederzeit die Magenwand durchbrechen, doch Pico war nur aufgestanden, hatte sich meine Augen angesehen und mich gebeten, die Zunge rauszustrecken, anstatt mich also zu untersuchen und mich zur Weiterbehandlung in eine Klinik zu überweisen, sah er sich meine Augen und meine Zunge an, was in mir natürlich schlimmste Befürchtungen weckte, vor allem, als er mir dann auch noch alle möglichen albernsten Fragen stellte, was ich lieber mögen würde, Kälte

oder Hitze, Fleisch oder Fisch, rot oder blau – was soll der Quatsch, dachte ich –, und mir zu allem Überfluss Sulfurtropfen D60 verordnete, die ich in einem Emailleschälchen mit Wasser mischen und davon täglich drei kleine Löffel einnehmen sollte, das sollte wohl ein Witz sein, was konnten Tropfen schon ausrichten gegen meine Schmerzen ...

»Wir können auch gern hinterher sprechen«, sagte Don Chente, der aufgestanden war und mich nun aufforderte, ihm ins Untersuchungszimmer zu folgen, und dort, in einem kleinen Raum mit einer Liege, lag ich nun, Hemd und Hose aufgeknöpft, von irgendwelchen Tee trinkenden und Canasta spielenden Frauen kein Laut, und wartete, dass der Arzt sein Stethoskop nehmen und mich nach allen Regeln seiner Kunst untersuchen würde, Bauch und Lunge abhören, in den Hals schauen, Reflexe prüfen, Blutdruck messen, und nicht wie Pico Molins damals bei meinem ersten Besuch, der sich einfach meine Augen und meine Zunge angesehen, mir ein paar dubiose Fragen gestellt und ein Fläschchen Sulfurtropfen in die Hand gedrückt hatte mit den Worten, das sei alles, ich müsse ihm nichts bezahlen, allerdings hatte er sich auch nicht näher zu meiner Erkrankung geäußert, und einige Sekunden lang war ich verwirrt, einerseits dankbar, weil ich nichts bezahlen musste, andererseits irritiert, weil ich keine Diagnose bekommen hatte, und erst nach einer Weile rang ich mich zu der Bitte durch, er möge mir die Ursache meiner Beschwerden nennen, das würden Ärzte

doch so tun, aber Pico Molins war eben anders und sagte nur, ich würde unter einer Gastritis und einer Colitis leiden infolge einer allgemeinen Reizung des Verdauungsapparats und dass ich bei dem Stress und den Mengen Rum, die ich trinken würde, noch von Glück reden könne, dass es nicht schlimmer sei, und er mir dringend rate, schwimmen zu gehen oder mir irgendeinen anderen Ausgleich zu suchen, wenn ich meinen Gedärmen nicht den vollständigen Garaus machen wolle.

Etwas gefasster nahm ich nach der Untersuchung wieder vor Don Chentes Schreibtisch Platz, zu meiner Beruhigung hatte er sich bis dahin so verhalten, wie man es von einem Arzt erwartet, zuerst war der Leib dran und dann die Seele, und zu der kam er dann auch, als er mich bat, ich möge ihm von meinen derzeitigen Sorgen berichten, und auch wenn er mir noch keine Diagnose nannte, machte er sich immerhin Notizen über das, was er beim Abtasten meines Bauchs vorgefunden hatte, also erzählte ich ihm, dass ich meinen Job in der Presseagentur aufgeben würde, in ein paar Wochen sei Schluss, dass ich die Absicht hätte, meinem Leben eine radikale Wendung zu geben und nach El Salvador zurückzukehren, von dort hätte ich die Anfrage bekommen, an einem neuen Magazin mitzuarbeiten, was mich über die Maßen reizen würde, zumal die Verhandlungen zwischen der Regierung und der Guerilla deutlich vorwärtkämen und der Frieden in greifbarer Nähe sei.

»Nehmen Sie Ihre Familie mit?«, fragte mich Don

Chente, der sich wieder in seinem Sessel zurücklehnte und stirnrunzelnd die Hände an den Mund legte, woraus ich schloss, dass er mein Vorhaben für einigermaßen irrsinnig hielt. Ich sagte, dass meine Frau und meine kleine Tochter in Mexiko bleiben würden, weil ich sie nicht in dieses Abenteuer mit hineinziehen wollte, aber dass sie nachkommen würden, sobald der Bürgerkrieg zu Ende sei. »Und was denkt Ihre Frau darüber?«, fragte er noch immer genauso taktvoll, ohne mich aus dem Blick zu lassen, worauf ich mich zwischen den Buchrücken verlor und nur antwortete, dass sie einverstanden sei, ohne zu erwähnen, dass die Beziehung zwischen meiner Frau und mir in Trümmern lag, nicht wegen der Reise, sondern weil die fünf gemeinsamen Jahre jeden nervlich ans Ende gebracht hätten, und dass meine Abreise zu einem guten Teil der Notwendigkeit geschuldet war, Abstand zu gewinnen, denn nur so würde ich abschätzen können, ob in dieser häuslichen Hölle überhaupt noch etwas zu holen war.

Und dann, anstatt mich über den besorgniserregenden Zustand meiner Leber aufzuklären, benahm sich Don Chente auf einmal wie eine greise Reinkarnation von Pico Molins und stellte mir genau die gleichen albernen Fragen wie jener damals bei unserer ersten Begegnung, als ich mit meinem Fläschchen Sulfurtropfen ratlos auf dem Zócalo von Coyoacán stand, gegenüber von Pico Molins Praxis, und mir sagen musste, dass ich mit dem Besuch bei dem Homöopathen nur meine Zeit verschwendet hat-

te, wenn auch zum Glück nicht mein Geld, und dass ich mir dringend einen anderen Arzt suchen musste, einen Schulmediziner, der mich gründlich untersuchen würde, was ich dann auch unverzüglich tat, und so legte ich einem erstklassigen Spezialisten eine üppige Summe hin, für allerlei Untersuchungen, nur um von ihm zu erfahren, dass ich an einer Gastritis und einer Colitis infolge einer allgemeinen Reizung meines Verdauungsapparats litt, so weit war Pico Molins auch schon gekommen, ohne Geld dafür zu nehmen und einzig durch einen Blick in meine Augen und auf meine Zunge, und da sagte ich mir, dass ich mein wenig Geld wirklich besser anlegen konnte, und beschloss, nach Anweisung meine Sulfurtropfen einzunehmen und nicht die überteuerten Medikamente, die mir der Spezialist mit feierlicher Miene verschrieben hatte.

Als Don Chente mit seinen albernen Fragen im Stile von was mögen Sie lieber, warme oder kalte Getränke, ans Ende gekommen zu sein schien, nutzte ich die Gelegenheit und sagte, dass mir ein Homöopath vor vielen Jahren schon einmal diese Art Fragen gestellt habe, aber dass mein Gegenüber doch, wie ich den Urkunden an seiner Wand entnähme, Chirurg, Akupunkteur und Psychologe sei und kein Homöopath, woraufhin mir Don Chente verriet, dass er mit seinen fast siebzig Jahren ein eifriger Student sei und gerade sein letztes Jahr Homöopathie an der Nationalen Polytechnischen Hochschule absolviere, nur dort könne man dieses Fach studieren, diesen Wis-

sensbereich, den er als ebenso wunderbar erachte wie die anderen Fächer, die er studiert habe, und nach dieser Enthüllung dachte ich, dieser Alte ist wahrlich eine Büchse der Pandora und doch eigentlich ein ebenso guter Arzt wie der verschwundene Pico Molins. Aber weiter kam ich nicht mit meinen Ergründungen, denn Don Chente ließ mir keine Atempause und unterzog mich geradewegs der nächsten Befragung, diesmal ging es um meine Eltern, meine Großeltern und die Umstände meiner frühen Kindheit, wonach sich Pico Molins, soweit ich mich erinnerte, nie erkundigt hatte, und obwohl er sehr zurückhaltend fragte, hatte er mich in kürzester Zeit so weit, dass ich die ersten Jahre meines Lebens vor ihm ausbreitete, die ich bei meinen Großeltern mütterlicherseits verbracht hatte, ich erzählte von meiner Großmutter, die, wie sollte es anders sein, streng und ordnungsliebend gewesen war, ganz vom alten Schlag, und mich entsprechend mit harter Hand erzogen hatte, und die, wie sollte es anders sein, meinen Vater rundweg abgelehnt und immer nur abfällig über ihn gesprochen hatte, auch noch, als er ermordet wurde. »Wie alt waren Sie damals?«, fragte Don Chente, der sich fortlaufend Notizen machte. Elf Jahre, sagte ich, weshalb ich auch nur wenige Erinnerungen an ihn hätte, und dass er bei einem undurchsichtigen Vorfall kurz vor dem Putsch 1972 getötet worden sei. »Ich erinnere mich«, murmelte Don Chente, der als Freund vom Muñecón natürlich einiges über die Sache wusste, jetzt aber nicht weiter ins Detail gehen wollte, denn ihn inter-

essiere, was seelisch und emotional, so seine Worte, von der Beziehung zu meinem Vater in meinem Gedächtnis fortlebe, und nicht das, was in den Zeitungen gestanden habe.

Doch die Sorge um meine Gesundheit plagte mich, und ich konnte nicht weiter über meine Familiengeschichte reden, ohne vorher zu erfahren, woher die Schmerzen in meiner Leber rührten und ob Don Chente mir etwas verschreiben könnte, das baldige Besserung versprach, oder ob mein Organ vom Alkohol und der früheren Erkrankung dauerhaft geschädigt war. Don Chente quittierte meine Frage mit einem langen Schweigen, er lehnte sich erneut in seinem Sessel zurück mit einer ernsten Miene, die mich das Schlimmste befürchten ließ, sagte dann aber: »Sie haben nichts an der Leber.« Ich war nun doch irritiert, meine Schmerzen waren genau an dieser Stelle, doch ehe ich mich fassen und abermals Aufklärung über die Ursache meiner stechenden Schmerzen erbitten konnte, sagte Don Chente: »Lassen Sie mich Ihnen eine Geschichte erzählen, dann werden Sie verstehen.« Womit der alte Herr zu einem Bericht ansetzte, dem ich zunächst nur ein halbes Ohr schenkte, so gefangen war ich in meinen Ängsten, doch nach und nach ließ ich mich von der ruhigen und gleichmäßigen Stimme Don Chentes einlullen: